

## Die verschiedenen Auffassungen des platonischen Dialoges Kratylus.

Καὶ δὴ καὶ τὸ περὶ τῶν ὀνομάτων οὐ μικρὸν τυγχάνει ὄν μαθήμα.  
Plato, Cratylus 384 b.

Der platonische Dialog Kratylus, das erste und älteste sprachwissenschaftliche Werk in Europa, welches etwa zu der Zeit erschien, als die indischen Grammatiker den Aufbau der Sanskrit-Grammatik nahezu vollendet hatten<sup>1)</sup>, hat nicht allein wegen seines hohen Alters, sondern auch wegen seines reichen, vielumstrittenen Inhalts das Interesse fast aller Gelehrten erregt. Dieses Interesse hat sich seit dem Anfange unseres Jahrhunderts wesentlich erhöht, wenn man aus der Menge der erschienenen Schriften, welche über den Kratylus handeln, einen Schluss ziehen darf. Die Ursache davon liegt ziemlich klar vor Augen. Der mächtige Aufschwung, den die indische Philologie und die aus diesen Studien erwachsene vergleichende Grammatik seit Bopp, den Brüdern von Schlegel, Wilh. von Humboldt u. a. in Deutschland genommen hatten, sowie die wunderbaren, vollendeten Leistungen Jacob Grimms auf dem Gebiete der deutschen Sprache und Grammatik führten notwendigerweise auch zu einer Erörterung der allgemeinen Sprachprincipien und lenkten so von selbst den Blick nicht nur der Philosophen, sondern auch der Sprachforscher und Philologen im engeren Sinne auf den Kratylus, in welchem jene allgemeinen Fragen der Sprachwissenschaft zum ersten Male aufgeworfen und dialektisch behandelt sind, und an den die moderne Sprachforschung anknüpfen muss. Man kann ohne Übertreibung behaupten, dass seit dieser Zeit fast kein Sprachforscher oder Philosoph an diesem Dialoge vorbeigegangen ist, ohne wenigstens mit einigen Worten zu ihm Stellung zu nehmen. Allein so viele und zum Teil bedeutende Männer auch der Frage, was Plato mit dieser Schrift beabsichtigte, näher getreten sind, so gehen doch ihre Ansichten über Inhalt und Zweck des Dialoges auch heute noch so sehr auseinander, dass es grosser Mühe bedarf, wenn man sich in den vielen über den Kratylus veröffentlichten Schriften zurecht finden will. Ich glaube daher, dass es keiner weiteren Rechtfertigung bedarf, wenn ich den Versuch mache, die verschiedenen Ansichten und Resultate, zu denen die einzelnen Forscher gelangten, übersichtlich zusammenzustellen. Kann ich auch nicht den Anspruch auf absolute Vollständigkeit des beigebrachten Materials erheben, da es mir trotz aller angewandten Mühe nicht gelungen ist, alle Abhandlungen in meine Hände zu bringen, so wird doch, wie ich zuversichtlich hoffen darf, niemand eine der wichtigeren Arbeiten vermissen.

Da der Streit der Kratylusforscher sich hauptsächlich um die Beantwortung mehrerer miteinander aufs engste zusammenhängender Fragen dreht, so konnte ich meine Arbeit nicht nach logischen oder sachlichen Gesichtspunkten gliedern, sondern musste auf die Gefahr hin, eines unwissenschaftlichen Verfahrens geziehen zu werden, die einzelnen Schriften in ihrer

<sup>1)</sup> Th. Benfey, Geschichte der Sprachwissenschaft und orientalischen Philologie in Deutschland (8. Band der Geschichte der Wissenschaften in Deutschland), München 1869, S. 100.

historischen Aufeinanderfolge besprechen. Indes bringt dieses Verfahren doch wenigstens den Vorteil mit sich, dass die Gesamtauffassung jedes einzelnen Forschers als ein einheitliches Ganze uns entgegentritt.

Die folgende Arbeit besteht aus drei Abschnitten, von denen der erste sich mit der Sprachphilosophie vor Plato beschäftigt, der zweite eine objektiv gehaltene Inhaltsangabe des Dialoges bietet, der dritte die verschiedenen Auffassungen desselben in übersichtlicher Darstellung vorführt. In einem Schlusskapitel gedenke ich meine eigene Auffassung zu begründen. Dass diese keine wesentlich neuen Ergebnisse enthält, wird denjenigen nicht befremden, der erwägt, dass eine lange Reihe ausgezeichneter Gelehrter ihren Scharfsinn und ihre Kräfte diesen Untersuchungen zugewendet und die Kratylusfrage von den verschiedensten Seiten beleuchtet hat.

## I. Die Sprachphilosophie vor Plato.

Während in der Geschichte fast aller Kulturvölker das Dunkel desjenigen Abschnittes, welcher vor der ersten schriftlichen Aufzeichnung liegt, zum grossen Teil durch Mythen, von denen einzelne sogar die Anfänge alles Seins zu erklären versuchen, aufgehellert wird, findet man keineswegs das Gleiche auf dem Gebiete der Sprachgeschichte. Fast nur unhistorische Völker besitzen Sprachmythen, welche den Ursprung und das Entstehen der Sprache überhaupt und die Verschiedenheit der einzelnen Sprachen zum Gegenstand haben. Steinthal<sup>1)</sup> erklärt dies daraus, dass »wegen der Verschmelzung des Wortes mit dem Dinge neben der Theogonie und Kosmogonie die Frage von dem Ursprunge der Sprache gar nicht aufkommen konnte. Das Werden des Alls schliesst das Werden der Sprache in sich. So ist es erklärlich, dass es bei den meisten Völkern keinen Mythos von dem Ursprunge der Sprache giebt.« Ich meine, dass noch ein anderer Grund vorliegt. So wunderbar und geheimnisvoll selbst dem einfachen Naturmenschen die Sprache erscheinen mag, so ist sie doch keineswegs das erste Objekt seiner Beobachtung und Forschung; die ihn umgebende Natur liegt ihm weit näher. Dazu kommt, dass die Frage nach dem Ursprunge der Sprache doch erst angeregt werden kann, nachdem die Sprachformen, welche bei allen Kulturvölkern noch während der ersten Perioden ihrer Litteratur gewissermassen flüssig und veränderlich sind, erstarrt sind, so dass eine wissenschaftliche Betrachtung derselben und ein tieferer Einblick in den Bau der Sprache und die in ihr waltenden Gesetze ermöglicht wird. Unterdes hat sich der wissenschaftliche Forschungstrieb auf anderen Gebieten schon längst bethätigt und gewährt der Mythenbildung keinen Raum mehr. Dagegen Völker, welche auf einer niederen Stufe der Gesittung stehen, sind einer tieferen wissenschaftlichen Betrachtung unfähig; bei ihnen tritt der Mythos an die Stelle der Forschung. Wenn dagegen die Griechen, noch ehe auch nur der Grund zu dem Gebäude ihrer Grammatik gelegt war, solche allgemeine Sprachbetrachtungen anstellten, so zeugt diese eigentümliche Erscheinung einerseits von der bei aller Vielseitigkeit und Beweglichkeit doch immerhin grossen Tiefe des griechischen Volksgeistes, andererseits macht sie es uns erklärlich, dass die griechische Sprachforschung so lange nur die dienende Schwester der Philosophie war, welche zu einer selbständigen Wissenschaft herausgebildet und um ihrer selbst willen betrieben wurde. Selbst Plato stellt seine Untersuchung über die Sprache in letzter Linie nur aus dem Gesichtspunkte seiner Ideenlehre an.

Allerdings fehlte es auch den Griechen nicht an einem Sprachmythus. Spätere Schriftsteller berichten, dass Hermes die Sprache erfunden habe.<sup>2)</sup> Mag diese Eigenschaft vielleicht auch erst später dem Gott beigelegt worden sein, so widerspricht sie doch an und für sich nicht den Vorstellungen, welche die Griechen schon in den ältesten Zeiten von ihm hatten. Denn als Herold und Diener der Götter musste er klug und erfinderisch sein. So bildete sich die Vorstellung aus, dass Hermes der Gott der Rede, der Klugheit und Erfindungen sei; daher wurde ihm das Beiwort *λόγιος* gegeben. Dass man schon frühzeitig

<sup>1)</sup> Steinthal, Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern<sup>2</sup>, Berlin 1890, S. 9 ff.

<sup>2)</sup> W. H. Roscher, Hermes der Windgott, Leipzig 1878, S. 28 u. 29 mit Anm. 108.



diese Beziehung des Hermes zur Sprache festhielt, zeigt Hesiod *ἔργα καὶ ἡμέραι* v. 79 fg., wo Hermes der Pandora die Stimme verleiht; das zeigt auch die Etymologie Platos (Cratyl. 407 e, 408 a), welcher den Namen Ἑρμῆς mit ἐρμηνεύς<sup>1)</sup> zusammenstellt und von εἶρεν = λέγειν ableitet. Es leuchtet ein, dass aus dieser Vorstellung sich leicht der Gedanke entwickeln konnte, dass Hermes die Sprache erfunden habe. Ob dies aber eine ursprüngliche Anschauung war, oder nicht<sup>2)</sup>, lässt sich nicht mit Sicherheit feststellen. Jedenfalls ist die Möglichkeit des Vorhandenseins eines solchen Sprachmythus bei den Griechen, deren Philosophie anfangs noch mit Religion und Mythologie eng verwachsen war<sup>3)</sup>, nicht ausgeschlossen, da sie frühzeitig ihre Aufmerksamkeit auch der Sprache zuwandten.

Stellt sich der Sprachmythus gewissermassen als der Niederschlag dessen dar, was das Volk über die Sprache denkt, so zeigen uns die sogenannten Volksetymologien<sup>4)</sup> das Volk selbst als Worterklärer und Wortbildner an der Arbeit. Diese Volksetymologien gehen aus dem Streben des Volkes hervor, Fremdwörter, welche ihm unbekannt sind, durch kleinere oder grössere lautliche Veränderungen so umzugestalten, dass sie ganz oder in einzelnen Teilen an bekannte Wörter des eigenen Sprachschatzes anklingen und auf diese Weise verständlich werden. Daher hat Jacob Grimm die deutschen Volksetymologien geradezu »Umdeutschungen« genannt. Diese eigentümliche Thätigkeit des Volkes auf dem Gebiete der Wortbildung tritt überall schon frühzeitig hervor und geht neben der Entwicklung der Schriftsprache her, ohne jedoch mit ihr gleichen Schritt zu halten. Denn das Volk verhält sich den sprachlichen Neubildungen gegenüber ziemlich ablehnend und nimmt erst allmählich einzelne neue Worte und die durch sie bezeichneten neuen Begriffe auf. So dürfte es z. B. meines Erachtens nicht schwer fallen zu beweisen, dass das Wort »egal«<sup>5)</sup> schon längst in den Sprachschatz der Gebildeten aufgenommen war, ehe es allmählich in die unteren Volksschichten hinabsank und dort zu »eingal« umgebildet wurde.

Auch bei dem hochbegabten und redefertigen Volke der Griechen werden wir solche Volksetymologien, welche als ein Spiel des Volksgeistes mit Form und Inhalt oder Wort und Begriff anzusehen sind, um so eher voraussetzen dürfen, je mehr sie der durchsichtige Bau ihrer Sprache und der reiche Wortschatz, den sie besaßen, zu solchen Wortdeutungen anreizen mussten. Und in der That sehen wir den Hang zum Etymologisieren schon frühzeitig bei den ältesten Dichtern, Homer, Hesiod u. a. entwickelt.<sup>6)</sup> Dieses volkstümliche, ohne rechtes Bewusstsein und klare Vorstellung vor sich gehende Etymologisieren war bei den Griechen, wie fast überall, die Wiege aller späteren sprachwissenschaftlichen Untersuchungen. Es wäre auch sonderbar, wenn die Griechen, die wir doch als die Begründer und Urheber aller Wissenschaften ansehen müssen, ein so wichtiges Gebiet wie das der Sprache vernachlässigt und unberührt gelassen hätten.

1) Auch neuere Etymologen, wie Pott, leiten ἐρμηνεύω aus Ἑρμῆς ab; vgl. Roscher, a. a. O. S. 29. 30. 99. 100; Fr. Schäublin, Über den Platonischen Dialog Kratylus, Inaug.-Dissert., Basel 1891, S. 39.

2) Steinthal a. a. O. S. 9 hält diese Anschauung nicht für ursprünglich; Roscher a. a. O. S. 28 fg. setzt die Erfindung der Sprache, wie alle Erfindungen, welche man später dem Hermes zuschrieb, auf Rechnung seiner Identifizierung mit dem ägyptischen Hermes oder Thoth.

3) Vgl. G. Teichmüller, Neue Studien zur Geschichte der Begriffe, 1. Heft: Herakleitos, Gotha 1876, Vorrede S. IX; 2. Heft: Pseudohippokrates de diata — Herakleitos als Theolog — Aphorismen, Gotha 1878, S. 105, Anm. und 274.

4) Die deutsche Volksetymologie behandelt in trefflicher Weise Karl Andresen, Über deutsche Volksetymologie<sup>4</sup>, Heilbronn 1883. Einen Nachtrag dazu giebt Fr. Polle in seinem überaus anziehend und anregend geschriebenen Buche: „Wie denkt das Volk über die Sprache?“, Leipzig 1889, S. 30 ff. — Steinthal a. a. O., S. 6, Anm. führt ausserdem an: O. Weise, Zur Charakteristik der Volksetymologie (Ztschr. f. Völkerpsychol. XI, 203—224), Goldziher, Arabische Beiträge zur Volksetymologie (ebenda XVIII, 69—82) und die auch heute noch lesenswerte Schrift des leider zu früh verstorbenen, jetzt fast vergessenen Sprachforschers Fuchs, Die romanischen Sprachen in ihrem Verhältnis zum Lateinischen, Halle 1849. Dazu kommt jetzt noch: O. Keller, Lateinische Volksetymologie und Verwandtes, Leipzig 1891.

5) Vgl. Steinthal a. a. O., S. 6.

6) Die einschlägigen Stellen hat Lersch, Sprachphilosophie der Alten, 3 Teile, Bonn 1838—41, im 3. Teile S. 3—9 zusammengestellt.

Allerdings konnte die Aufmerksamkeit des griechischen Geistes sich nicht sofort der Betrachtung der Sprache zuwenden; denn erst musste man nach dem Grund und Wesen des allgemeinen Seins fragen und forschen, erst die Formen philosophischer Forschung ausfindig machen, ehe man daran gehen konnte, die Sprache einer eingehenden Untersuchung zu unterwerfen. Aber selbst dann, als solche Untersuchungen möglich waren, richtete sich der Blick der griechischen Sprachforscher zunächst nur auf das grosse Ganze der Sprache, da eine grammatische Sonderung ihrer einzelnen Teile vorher noch nicht gemacht worden war. Man fühlte zunächst die enge Verbindung zwischen Wort und Begriff und fragte sich, ob es Zufall und Willkür oder Natur und Notwendigkeit sei, dass dieser Begriff in diese Laute gefasst werde, jener in andere, und woher es komme, dass dasselbe Wort die gleiche Vorstellung von dem Dinge in allen hervorrufe. Wann, wo und von wem diese Fragen zuerst aufgeworfen und erörtert wurden, darüber sind die Meinungen sehr geteilt, und bei den mangelhaften Nachrichten wird man diesen Streit nie endgültig entscheiden können. Alle Behauptungen werden eben nur Hypothesen bleiben, welche je nach dem Scharfsinn ihrer Urheber eine grössere oder geringere Wahrscheinlichkeit erlangen werden. Wir stehen hier vor derselben empfindlichen Lücke, welche man auch in der Geschichte der Logik beklagt<sup>1)</sup>: wir müssen uns sagen, dass diese sprachlichen Untersuchungen nicht ohne Vorbereitungen und Vorübungen gewesen sind; aber sobald wir diesen ersten Anfängen nachspüren, verlieren sich dieselben in nebelgrauer Ferne. Dass jedoch solche Untersuchungen schon lange vor Plato in Griechenland heimisch und nicht ungewöhnlich waren, das ersehen wir aus dem platonischen Kratylus, dem einzigen uns erhaltenen Denkmale griechischer Sprachbetrachtung. Die übrigen Nachrichten über die vorplatonische Sprachphilosophie fliessen sehr spärlich.

Pythagoras ist der erste Philosoph, von dem uns überhaupt eine Äusserung über die Entstehung der Sprache bekannt ist. Cicero ist der älteste Gewährsmann derselben. Er sagt nämlich (Tuscul. disput. I, 23 ff.): Ex hacne tibi terrena mortalique natura et caduca concretus esse videtur, aut qui primus, quod summae sapientiae Pythagorae visum est, omnibus rebus imposuit nomina? Ähnliches wird von folgenden griechischen Schriftstellern bezeugt<sup>2)</sup>: Aelianus, var. histor. IV, 17: Ἐλεγον (sc. Πυθαγόρας), ὅτι πάντων σοφώτατον ὁ ἀριθμὸς, δεύτερος δὲ ὁ τοῖς πράγμασι τὰ ὀνόματα θέμενος. — Jamblichus, de vita Pythag. c. 18, § 82: πάντα δὲ τοιαῦτα ἀποσώματα διήρρηται εἰς τρία εἶδη· τὰ μὲν γὰρ αὐτῶν, τί ἐστι, σημαίνονται, τὰ δὲ, τί μάλιστα, τὰ δὲ, τί δεῖ πράττειν ἢ μὴ πράττειν; einige Zeilen tiefer: τὰ δὲ, τί μάλιστα, οἷον· τί τὸ δικαιοτάτον; θῆεν· τί τὸ σοφώτατον; ἀριθμὸς· δεύτερον δὲ τὸ τοῖς πράγμασι τὰ ὀνόματα τιθέμενον; und in § 56: ἔτι δὲ τὸν σοφώτατον τῶν ἀπάντων λεγόμενον καὶ συντάξαντα τὴν φωνὴν τοῖς ἀνθρώποις καὶ τὸ σύνολον εἴρητην καταστάντα τῶν ὀνομάτων, εἴτε θεῶν εἴτε δαίμονα εἴτε θεῶν τινα ἀνθρώπων. — Theodotus, Exc. e. sc. Theodoti c. 32: Πυθαγόρας ἤξειτο μὴ μόνον λογιώτατον ἀλλὰ καὶ πρεσβύτατον ἤξεισθαι τῶν σοφῶν τὸν θέμενον τὰ ὀνόματα τοῖς πράγμασιν. — Endlich Proclus, Exc. ex Procli scholiis in Cratylum Platonis, ed. J. F. Boissonade, Leipzig 1820, cap. ις', S. 6: Ἐρωτηθεὶς γοῦν Πυθαγόρας· τί σοφώτατον τῶν ὄντων; »ἀριθμὸς« ἔφη· τί δὲ δεύτερον εἰς σοφίαν; »ὁ τὰ ὀνόματα τοῖς πράγμασι θέμενος.« Nachdem Proclus darauf mit einigen Worten die Bedeutung der Zahl dargelegt hat, fährt er S. 7 fort: διὰ δὲ τοῦ θεμένου τὰ ὀνόματα τὴν ψυχὴν ἠνίττετο, ἥτις ἀπὸ νοῦ μὲν ὑπέστη, καὶ αὐτὰ μὲν τὰ πράγματα οὐκ ἔστιν, ὡσπερ ὁ νοῦς, πρώτως, ἔχει δ' αὐτῶν εἰκόνας καὶ λόγους οὐσιώδεις διεξοδικούς, οἷον ἀγάλματα τῶν ὄντων, ὡσπερ τὰ ὀνόματα ἀπομιμούμενα τὰ νοερά εἶδη, τοῖς ἀριθμοῖς· τὸ μὲν οὖν εἶναι πᾶσιν ἀπὸ νοῦ τοῦ ἑαυτὸν γινώσκοντος καὶ σοφοῦ, τὸ δ' ὀνομάζεσθαι ἀπὸ φυγῆς τῆς νοῦν μιμουμένης. Οὐκ ἄρα φησὶ Πυθαγόρας· τοῦ τυχόντος ἐστὶ τὸ ὀνοματοῦργεῖν ἀλλὰ τοῦ τὸν νοῦν ὁρώντος καὶ τὴν φύσιν τῶν ὄντων· φύσει ἄρα τὰ ὀνόματα. Damit ist noch zu vergleichen Proclus schol. in Tim. II, S. 84 E: σοφώτατον εἶναι τὸν ἀριθμὸν, δευτέρως δὲ τὸν τὰ ὀνόματα τοῖς πράγμασι θέμενον. Aus

<sup>1)</sup> Vgl. K. Prantl, Geschichte der Logik im Abendlande, Bd. I, S. 11 ff.

<sup>2)</sup> Vgl. Lersch, Sprachphilos., I, S. 26 ff.; E. Zeller, die Philosophie der Griechen,<sup>3</sup> Leipzig, 1869 ff., I, S. 410, Anm. 1; Steinthal, Geschichte der Sprachwissenschaft, S. 157 fg.; O. Klotz, philosophorum Graecorum de linguae natura sententiae, Progr., Stettin 1875, S. 7—10.



diesen Berichten, welche in nebensächlichen Dingen und in der Form nicht unwesentlich von einander abweichen, ergibt sich als gemeinsamer Inhalt folgendes: 1) Pythagoras hat einen Namengeber oder Erfinder der Namen angenommen; 2) er hat seiner hohen Wertschätzung der Thätigkeit dieses Onomatotheten dadurch einen Ausdruck gegeben, dass er ihm die zweite Stelle in der Reihe der weisen Männer anwies. Die längere Auseinandersetzung, welche Proclus über den νοῦς und über die φύσις der ὀνόματα folgen lässt, findet sich bei keinem der anderen erwähnten Schriftsteller. Daher fand denn auch schon Stallbaum<sup>1)</sup>, welchem Lersch<sup>2)</sup> beistimmt, die Stelle mit Recht verdächtig. Denn es wäre doch sehr befremdend, wenn Plato diese sprachphilosophischen Lehren des Pythagoras — vorausgesetzt, dass sie ihm wirklich angehörten — in seinem Kratylus übergangen hätte, während der späte Neuplatoniker Proclus sie so ausführlich wieder giebt. Ich glaube nicht fehlzugehen, wenn ich annehme, dass dieser Zusatz nichts anderes als eine Erörterung ist, in welcher der in der Sprachphilosophie heimische Proclus unter Benutzung anderer Philosopheme die Ansicht des Pythagoras erklärte. Vielleicht verfolgte er dabei die Absicht, zu beweisen, dass sein Meister bereits eine Theorie über die Entstehung und den Wert der Sprache aufgestellt habe. Dagegen spricht Steinthal<sup>3)</sup> dem erwähnten Ausspruche des Pythagoras jede Glaubwürdigkeit ab und meint, dass derselbe »gewiss nur in jenem Gedankenkreise seinen Ursprung gefunden hat, in dem überhaupt das Leben des Pythagoras ganz und gar mythisiert wurde.« Obgleich ich nicht leugne, dass ein solcher Verdacht an und für sich berechtigt ist, so habe ich doch keineswegs die Überzeugung gewonnen, dass Steinthal diesen Verdacht zur Gewissheit erhoben hat. Ich will daher im folgenden versuchen, meine Einwände gegen die Behauptungen Steinthals zu begründen. Er empfindet zwar, dass die pythagoreischen Aussprüche in der Überlieferung des Jamblichus von einem gewissen altertümlichen Hauche durchweht sind; allein dies erklärt er daraus, dass, gleichwie Greise kindisch werden, so auch abgelebte Kulturvölker zu einer Rede- und Anschauungsweise geraten, welche der Weise viel früherer Zeiten ähnlich ist. Dazu komme, dass durch Orphiker, Priester, Mysterien, Pythagoreer eine Art Tradition stattgefunden habe, durch welche, wenn auch nicht wirklich bestimmte Lehren, so doch gewisse Redewendungen und Anschauungsformen aus sehr alter Zeit von Geschlecht zu Geschlecht mitgeteilt wurden. »In diese Formen wird aber im Laufe der Jahrhunderte sehr junger Inhalt gezogen; teils wird der alte umgedeutet und zwar unbewusst, teils wird der neue in alten Formen erfasst, oder in Formen, welche den alten analog sind. So ist es meist nur der Inhalt, welcher die Unehtheit angeblich überlieferter Aussprüche verrät.« (S. 154). Auch mir erscheint die Form unseres Ausspruches altertümlich; sie hat etwas von der prägnanten Kürze, welche selbst noch den Philosophen, die bereits im Lichte der historischen Zeit stehen, eigen ist, wie z. B. dem Protagoras in seinem Ausspruche πάντων μέτρον ἄνθρωπον εἶναι; sie hat ferner etwas von der frischen Naivetät und Ursprünglichkeit der Erkenntnis, wie sie sich bei Naturvölkern oder Kulturvölkern in ihrer Jugend zeigt, so besonders in der Darstellung der Denk- und Empfindungsweise eines Volkes vermittelst des Sprichwortes. Da wird jedes überflüssige Wort, jede weitläufige Erklärung vermieden. Solche allgemeine Sentenzen hat auch das griechische Volk, wie jedes andere, in grosser Menge seit alter Zeit besessen.<sup>4)</sup> Nun kann ich mir zwar leicht vorstellen, dass einzelne Männer für ihre besonderen Zwecke und Absichten entweder solche Formen umbildeten oder auch in die alte Form einen neuen Inhalt hineinzwängten, wie es ja auch wirklich sowohl bei den Griechen als auch bei den Römern eine Zeit gegeben hat, in welcher die sogenannten Altertümeler die kernige Sprache früherer Zeiten einführen wollten. Aber ihre

1) Platonis Cratylus, rec. G. Stallbaum, Gotha und Erfurt, 1835, S. 23. \*\*

2) Sprachphilosophie, I, S. 26.

3) Sprachwissenschaft der Griechen und Römer, S. 153—167.

4) Vergl. F. G. A. Mullach, fragmenta philosophorum Graecorum, Paris, 1860, I, S. 212 ff.

Bestrebungen fanden im Volke keinen Boden. Dagegen lässt die Sprache in den Werken der letzten Litteraturperioden beider Völker im allgemeinen eine grosse Schwülstigkeit und unerträgliche Breite und Weitschweifigkeit erkennen, so dass die Darstellung träge und langsam, gleich dem Wasser eines Stromes der Niederung, dahinfliesst. Auch die Darstellung der oben (S. 6) genannten Scholiasten trägt diesen Charakter. Daher hat die Behauptung Steinthals nicht in dem Umfange, wie er es beansprucht, Gültigkeit.

Ferner erörtert Steinthal (S. 154 ff.) die Nachricht des Porphyrius (de vita Pythag. 36) über die Lehrweise des Pythagoras und die Gruppierung seiner Schüler in *μαθηματικοί*, d. h. solche, die er ausführlich und in zusammenhängender Rede belehrte, und in *ἀκουσματοί*, solche, welchen er nur gewisse Aussprüche, *ἀκουσματα*, deren man später drei Arten (s. o. S. 6) zählte, mitteilte. Steinthal nimmt mit Recht an, dass diese beiden Klassen von Schülern eingebildet und erdichtet sind und wohl deshalb angenommen wurden, weil Pythagoras, »einerseits als berühmter Geometer, andererseits als Urheber gewisser Aussprüche galt, welche so gar nichts von mathematisch beweisendem Charakter hatten.« Nun aber habe Pythagoras etwa so wie Confucius gelehrt, indem Lehrer und Schüler sitzend oder wandelnd in der Art mit einander verkehrten, dass die Schüler, »wie die Kinder, nach allem im Himmel und auf Erden fragten« und die Lehrer ihnen antworteten. Aber nicht jeder durfte fragen; auch durfte man nicht zudringlich fragen. »Der Meister schwieg meist und sprach nur, durch einen besonderen Vorfall angeregt, daran eine Lehre zu knüpfen.« Nur die Bevorzugten, die Lieblingsschüler wagten zu fragen. Hatte nun ein Schüler eine Antwort aus dem Munde des Lehrers erhalten, so »teilte er es den anderen, die es nicht gehört hatten, mit als ein *ἀκουσμα* vom Lehrer, und gewiss nicht ohne hohes Selbstgefühl über solche Gnade, die ihm widerfahren; es war ihm gestattet und gelungen, dem Meister einen Ausspruch zu entlocken: das war mehr, als ein Orakel vom Gotte zu Delphi erhalten zu haben. So lehrte Buddha, Confucius, Jesus <sup>1)</sup> und auch Pythagoras« (S. 156). So sei die Vorstellung von Schülern, welche nur zu hören und zu schweigen hatten, und solchen, welche fragen durften, entstanden. Dieselbe habe dadurch scheinbar eine Bestätigung erhalten, dass sich ohne Zweifel später solche Unterschiede und Klassen in der pythagoreischen Sekte ausbildeten. — Gegen Steinthal kann man folgendes einwenden: Es ist schlechterdings undenkbar, dass Pythagoras, der doch eine gewisse, wenn auch noch so dürftige Theorie der Zahlen aufgestellt und mit der ganzen Weltordnung in Verbindung gebracht hat, seine Schüler nur in solchen kurzen Aussprüchen über verwickelte mathematische Fragen belehrt habe. Es ist vielmehr mit Rücksicht auf den lebhaften Charakter des griechischen Volkes und sein Bestreben, sich anderen mitzuteilen, anzunehmen, dass auch Pythagoras das, was er erkannt und durch angestrengtes Nachdenken erarbeitet hatte, in längerer, zusammenhängender Rede mitteilte, während für Begriffsbestimmungen und die Beantwortung der Fragen, welche gelegentlich über verschiedene Gebiete menschlichen Erkennens und Wissens an ihn gerichtet wurden, die Form der kurzen Aussprüche genügte. Dabei stiess er jedoch

<sup>1)</sup> Trotz meiner grossen Verehrung für den Altmeister der allgemeinen Sprachwissenschaft kann ich doch nicht umhin, diesen Vergleich, an dem ich stets Anstoss genommen habe, mit wenigen Worten zurückzuweisen. Es heisst doch wahrlich jenen Männern zu viel Ehre anthun, wenn man sie zu derselben Höhe, auf der Christus steht, erhebt, oder Christum herabsetzen, wenn man ihn so tief wie jene Männer stellt. Denn die Voraussetzungen, welche zu einem solchen Vergleiche berechtigen, fehlen gänzlich. Christus hat allen Rede und Antwort gestanden; jeder durfte ihn fragen, nicht allein seine Lieblingsschüler, die Jünger. Er hat auch nicht nur Begriffsbestimmungen, etwa wie in den sogenannten Seligpreisungen und sonst, gegeben, sondern er hat auch oft und gern, ohne von jemandem gefragt oder aufgefordert zu sein, in längeren, ausführlichen Vorträgen, am ausführlichsten in der bekannten Bergpredigt, jener köstlichsten Perle der neutestamentlichen Litteratur, seine Lehre vor allem Volk vorgetragen (vgl. Luc. 7, 1; Math. 7, 28). Von einer Absonderung seiner Person von dem Volke, von einer nur für Lieblingsschüler berechneten Lehre und von jenem, so zu sagen, automatenhaften Frage- und Antwortspiel konnte bei ihm nicht die Rede sein. Und diesem Unterschiede, welchen seine Lehre und Lehrweise gegenüber Pythagoras, Confucius u. s. w. aufweist, entspricht auch die Verschiedenheit des Erfolges. Denn während die Lehren jener Geheimbündler fast spurlos in's Grab der Vergessenheit versunken sind oder ihre Ausbreitung auf einen verhältnismässig kleinen Raum beschränkt geblieben ist, dringt Christi Lehre immer weiter siegreich vor und wird schliesslich die ganze Welt erobern.



bald auf einen gewissen Widerstand: nicht alle seine Schüler waren vermöge ihrer geistigen Beanlagung im stande, seinen Auseinandersetzungen zu folgen, zumal er seine Lehre schwerlich systematisch und methodisch vorgetragen haben wird. So schieden sich bald seine Anhänger von selbst in zwei Klassen, deren eine seine wissenschaftlichen Lehren aufnahm, während die andere sich damit begnügte, seine allgemeinen Aussprüche und Erörterungen sich gedächtnismässig anzueignen und weiter zu verbreiten.

Diese *ἀκούσματα*, in welchen »das Streben nach definitionsmässig und begrifflich bestimmtem Denken zum ersten Male hervorbricht,« wurden, wie Steinthal weiter ausführt, durch die angesehensten Schüler und Nachfolger des Meisters vermehrt und ohne Ausnahme dem ersten Gründer der Schule zugeschrieben. So sei auch Pythagoras angebliches *ἄκουσμα* über die Sprache entstanden, welches vielleicht schon aus alexandrinischer Zeit stamme und allgemein als echt geglaubt worden sei. Indem Steinthal nun die (S. 6) erwähnten Schriftstellen, in denen der Ausspruch des Pythagoras erhalten ist, anführt, ruft er aus: »So ist es mit der vermeintlichen Treue der Überlieferung beschaffen!«, als ob nicht jeder Philologe aus eigener Erfahrung wüsste, wie sehr die überlieferten Texte in den einzelnen Handschriften abweichen und gerade Citate, welche, wie der Ausspruch des Pythagoras, erst verhältnismässig spät schriftlich festgehalten wurden oder auf zwei parallelen Wegen, nämlich auf dem Wege der mündlichen Überlieferung neben dem der schriftlichen Aufzeichnung zu uns gelangt sind, die grössten Unterschiede im Wortlaut aufweisen. — Aber anstatt die Glaubwürdigkeit der einzelnen Gewährsmänner zu prüfen und danach zu entscheiden, wessen Angabe den grössten Glauben verdiene, entscheidet sich Steinthal, weil »die Form, die wir durch Jamblichus kennen lernen, sich unmittelbar durch ihre Originalität als die älteste empfiehlt,« für den von der Überlieferung der anderen Schriftsteller so sehr abweichenden Text des Jamblichus, der, wenn nicht weniger, so doch höchstens ebenso zuverlässig ist als Proclus. Näher auf den Wortlaut der Stelle eingehend, unterscheidet er in dem Worte *τὸ σοφώτατον* einen jüngeren, subjektiven Sinn, welcher in der bekannten Bedeutung »weise« erscheint, und einen altertümlichen, objektiven Sinn, nach welchem *τὸ σοφώτατον* das Absolute, das Prinzip, *ἡ ἀρχή*, heissen soll, welches nach Pythagoras die Zahl ist. Für diese zweite Bedeutung führt er eine Stelle des Pythagoreers Philolaos, in der weder *σοφόν* noch *σοφώτατον* vorkommt, zur Erläuterung an und als Beweis ein Fragment des Heraklit: *ἐν τῷ σοφόν* mit der Übersetzung »das Eine und Absolute.« Dass diese Übersetzung jedoch recht willkürlich ist, werden wir weiter unten bei Heraklit sehen, wo eine Zusammenstellung der verschiedenen Übersetzungen gegeben wird. Trotz dieser altertümlichen Bedeutung des *σοφόν* verrät nach Steinthal doch der Superlativ den Ausspruch als einen Spätling, »denn in jenen alten Zeiten einfacheren Denkens kannte man nur ein *σοφόν*. Erst nachdem Plato Stufen des Bewusstseins, der Erkenntnis kennen gelehrt hatte, konnte man auf ein *σοφώτερον* und *σοφώτατον* gekommen sein.« (S. 160)<sup>1)</sup> Er folgert nun weiter: Da die *Epinomis* gleich zu Anfang als ihr Thema hinstellt: *τί ποτε μαθὼν θνητὸς ἄνθρωπος σοφὸς ἂν εἴη*, so erhellt daraus, dass unser *Akusma* nur eine andere, altertümliche Form desselben Themas ist und mithin die *Epinomis* als seine Quelle sich darstellt. Das *σοφός* des vorgeschritteneren Sprachgebrauchs<sup>2)</sup> der *Epinomis* hat sich hier

1) Das ist mehr schön als wahr gesagt. Es ist allerdings richtig, dass in den Überresten der alten Litteratur, soviel ich sehe, der Superlativ *σοφώτατος* fehlt. Aber bei dem geringen Umfange dieser Litteratur ist dies noch kein zwingender Beweis dafür, dass *σοφώτερος* und *σοφώτατος* dem Sprachschätze der ältesten Litteratur überhaupt fehlte. Pythagoras konnte jedenfalls *σοφώτατος* gesagt haben. Dass aber der Comparativ in der That vor Plato gebräuchlich war, zeigt der bekannte Ausspruch des delphischen Orakels *μηδένα Σωκράτους σοφώτερον εἶναι* (*Apol.* cap. IV). Denn die Zeit, in welcher dieser Orakelspruch gegeben wurde, fällt etwa in das Knaben- oder Jünglingsalter Platos.

2) Dass *σοφός* und zwar im »subjektiven« Sinne noch ursprünglicher und altertümlicher ist als das objektive *σοφόν*, beweist der Name des altkorinthischen *Σίσυφος*, der schon zur Zeit Homers durch seine Schlaueit, List und Habsucht berüchtigt war. Dieses Wort lassen die meisten Etymologen durch Reduplikation der Stammsilbe von *σοφός* entstanden sein. Also: ohne einen *σοφός* giebt es keinen *Σίσυφος*. Vgl. G. Meyer. Griechische Grammatik<sup>2</sup>, Leipzig, 1886, §. 62, S. 75, der dazu noch das homerische *ἄσοφλος* insipiens stellt.

in das erwähnte altertümliche, »objektiv-subjektive« σοφόν verwandelt. Aber der Superlativ verrät den jüngeren Ursprung, noch mehr der Zusatz πάντων bei Aelian. Selbst Proclus beweist durch seinen Zusatz τῶν ὄντων, dass er schon ausserhalb dieser alten, objektiven Anschauung steht und sich nur absichtlich in sie zurückversetzt. Der Einwand, dass die Epinomis die nachträgliche Ausführung unseres Akusma sein könne, wird dadurch hinfällig, dass sie von dem Namengeber schweigt und die Antwort giebt, dass die mathematischen Wissenschaften ausschliesslich die Weisheit enthalten. Das hinzugegedichtete δεύτερον unseres Akusma stammt aus dem platonischen Dialoge Kratylus: platonisierende Pythagoreer lasen aus dem Dialoge in völligem Missverständnis eine Ansicht heraus, die sie dem Pythagoras unterschoben. Dabei ist im Text des Jamblichus das Neutrum τὸ τὰ ὀνόματα τιθέμενον interessant; denn dieses ist das Ursprünglichere, »da es nicht bloss schwieriger ist, sondern auch besser zum vorangehenden τὸ σοφώτατον stimmt.« Aber es führt uns zugleich zur eigentlichen Quelle, aus der es geschöpft ist: Platos Kratylus 416 b, c, wo Socrates τὸ τὰ ὀνόματα θέμενον durch νοῦς τε καὶ διάνοια erklärt. Allmählich schoben die Neu-Pythagoreer, wie man aus Plutarch (de placit. philos. IV, 2) ersieht, den νοῦς des Aristoteles der Zahl des Pythagoras unter. »Nun aber bezeichnet νοῦς die höchste Stufe der Erkenntnis, διάνοια die zweite <sup>1)</sup>, wie auch in der obigen Stelle des Kratylus νοῦς τε καὶ διάνοια zusammengestellt wird; dies konnte nun der Pythagoreer nicht anders verstehen als so: Zahl und Sprache. Wie den νοῦς, so konnte er auch die διάνοια als Sprache bildend nur im absoluten Sinne auffassen, und zwar um so mehr, da es oben ausdrücklich heisst διάνοια θεῶν« (S. 163). So scheint das Akusma in seiner ältesten und einfachsten Form nach Sinn und Ursprung erklärt. Aber es sollte noch manche Wandlungen erleben. Die Beziehung auf die bestimmte Stelle des Kratylus wurde bald vergessen, während der persönliche Wortbildner des Kratylus, der νομοθέτης, um so lebendiger hervortrat. Denn ein objektiver νοῦς, eine objektive διάνοια war der Richtung der Geister in der nachalexandrinischen Zeit ganz ungemäss. So wurde in der zweiten Periode der Geschichte des Akusma aus dem θέμενον ein θέμενος »und so kam die Ansicht in Geltung, Plato habe im Kratylus gelehrt, die Sprache sei φύσει, indem die Wörter von einem weisen Namengeber den Dingen angemessen geschaffen seien, ganz wie Pythagoras« (S. 163). Diesen persönlichen Namengeber musste man sich, wenn auch nicht als den ältesten, so doch als sehr alt denken. Daher stellt Cicero den Wortschöpfer auf eine Linie mit dem Staatenbildner. In einer dritten Periode griffen die Neuplatoniker, welche sich in die Objektivität versenkten und mit Bewusstsein und Absicht die Subjektivität abstreiften, wieder zu der ersten Form, zum Neutrum zurück. Ihr hauptsächlichster Vertreter ist Proclus. Er schwankt allerdings zwischen subjektiver und objektiver, persönlicher oder neutraler Auffassung des Namengebenden; aber dies erklärt sich leicht. Er sagt nämlich διὰ δὲ τοῦ θεμένου τὰ ὀνόματα τὴν ψυχὴν ἠύπτειο. Da die Zahl den objektiven, absoluten νοῦς bedeutet, das Nächste zum νοῦς aber ἡ ψυχὴ ist, so ist das oder der Namengebende die Seele, welche gewissermassen Bilder von den Dingen, die ein ursprüngliches Sein nicht besitzen, und eine klare Erkenntnis ihrer wesentlichen Verhältnisse hat. Somit war man sich der Subjektivität des denkenden Erkennens im Gegensatze zur Objektivität der intelligibeln Welt an sich unter der Form des Benennens bewusst; aber diese Subjektivität war φύσει, d. h. sie galt für ein unmittelbares, objektives Abbild der Objektivität. Wenn Proclus gleichwohl am Ende zu einem persönlichen Namengeber zurückkehrt, so lag dies daran, dass es ihm zu einer Zeit, wo Willkür und Unverstand der Subjekte herrschten, unmöglich war, eine objektive, unmittelbare Subjektivität festzuhalten; auch hinderte ihn daran »die Beziehung auf den Kratylus, wo der persönliche Namengeber als eine vorzüglichere Person so unzweideutig hervortrat.« Dieses Schwanken zwischen subjektiver und objektiver Auffassung findet einen merkwürdigen Ausdruck in dem προσβύτατον des Theodot, wobei man eigentlich an eine Person

<sup>1)</sup> Ich fasse diese Stelle anders auf und bin der Überzeugung, dass Steinthal zu viel in sie hineininterpretiert hat: νοῦς bezeichnet einfach den »Verstand« und διάνοια die Thätigkeit desselben, das »Denken.«



denken müsste. Aber auch hier darf man nur auf Plato zurückgehen, um die Sache aufzuklären. In den Gesetzen (X, 892 a) wird gesagt, dass die Seele früher als sämtliche Körper entstanden sei, und in Übereinstimmung mit dieser Anschauung wird sie später (XII, 966 e. 967 d.) *πρεσβύτατον πάντων ὅσα γονίης μεταλήφεν* »das Älteste von allem, was einer Entstehung teilhaftig geworden ist,« genannt. Dasselbe wiederholt die Epinomis 480 a., 991 d. Dies wurde nun in folgender Weise verwertet. Zu Ciceros Zeit hatte man die Vorstellung von einem Namengeber in der Urzeit. Nachdem man nun aber an die Stelle des *ὁ θέμενος* die *ψυχή* gesetzt hatte, konnte sich zu ihm sehr leicht das Beiwort gesellen, das mit dieser verbunden war: *πρεσβύτατον*. Dadurch verlor jedoch das *πρεσβύτατον* »seine ursprüngliche spekulative Bedeutung und bezeichnete nur noch den ältesten Weisen, mit dem Gedanken etwa im Hintergrunde, dass er alle folgenden Weisen gelehrt, selbst aber von Niemandem gelernt habe.« So bildet die Form, welche Theodot bietet, die späteste, vierte Periode, in welcher der Namengeber ganz abgelöst erscheint von *σοφώτατον*. Soweit Steinthal.

Ich gebe gern zu, dass unster Akusma auf die erwähnte Weise, welche ich ziemlich ausführlich und oft mit Steinthals eigenen Worten im vorstehendem vorgeführt habe, entstanden sein kann, bestreite aber auf das entschiedenste, dass es so entstanden sein muss. Ja, ich gehe noch weiter: ich stelle ihr eine andere Behauptung gegenüber und beanspruche für sie, solange eingehende Untersuchungen über das Verhältnis der Neuplatoniker, insbesondere des Proclus, den ich keineswegs so niedrig schätze als Steinthal, zu ihren Quellen und ihrem Sprachgebrauch nicht vorhanden sind<sup>1)</sup>, dasselbe Recht, wie Steinthal für seine Hypothese. Zunächst muss man doch die Frage stellen: Erscheint es aus inneren Gründen möglich, dass Pythagoras einen solchen Ausspruch that? Steinthal selbst giebt die Möglichkeit zu (S. 156). Ich behaupte dagegen: es ist nicht nur möglich, sondern im höchsten Grade wahrscheinlich, dass Pythagoras, dessen Philosophie das Dogma: »Alles ist Zahl« zum Mittelpunkt hatte, der nicht nur die Zahl als das Wesen (*οὐσία*, vgl. Aristot. Metaph. I, 5, 987 a 14), also als die Substanz aller Dinge bezeichnet, sondern sogar abstrakte Begriffe, wie *δικαιοσύνη*, *καιρός*, *ψυχή*, *νοῦς* auf Zahlen zurückführte (vgl. Met. I, 5, 985 b 29), der endlich die ganze Welt als einen nach einem Prinzip, welches auch Zahl ist, geordneten Zahlenkosmos vorstellte (Met. I, 5, 985 a 3: *καὶ τὸν ὅλον οὐρανὸν ἁρμονίαν καὶ ἀριθμὸν εἶναι*)<sup>2)</sup> —, dass dieser Pythagoras es an irgend einer Stelle klar aussprach: »die Zahl enthält die höchste Weisheit« (»ist das Wichtigste«). Ebenso verhält es sich mit der zweiten Hälfte des Akusma. »Durch das ganze griechische Altertum hindurch zieht sich als volkstümlich der Glaube, dass zwischen den Worten und den von ihnen bezeichneten Gegenständen ein notwendiger, geheimnisvoller Zusammenhang bestehe, so dass der Mensch unbewusst, wie unter Leitung höherer Mächte, in den Wörtern, mit denen er Dinge und Personen benennt, deren innerstes Wesen und zukünftige Schicksale wie in einem ihm selbst noch unverständlichen Symbole darstelle.«<sup>3)</sup> Es ist doch wahrscheinlich, dass auch Pythagoras diesen geheimnisvollen Zusammenhang zwischen Ding und Namen empfand<sup>4)</sup> und dieser Empfindung Ausdruck verlieh, indem er sagte: »das Nächstwichtige ist der Namengeber (oder Namenbildner), *ὁ τοῖς πράγμασι τὰ ὀνόματα θέμενος*.« Ich halte die Form des Maskulinums für die ursprüngliche; denn die Zahl, welche man in den räumlichen Verhältnissen des Kosmos mittelst einer gewissen geometrischen Erkenntnis wahrzunehmen vermochte, konnte

<sup>1)</sup> Hier ist eben noch alles zu thun. Die Untersuchung muss von den Citaten der mit Namen angeführten Schriftsteller ausgehen — in dem Index der Ausgabe des Proclus zum Kratylus von Boissonade zähle ich ausser den anonymi, astrologi, Orphici, theurgi und theologi 19 Schriftstellernamen — und durch Vergleichung mit den erhaltenen Schriften klarstellen, welcher Grad von Glaubwürdigkeit diesen Citaten und somit ihren Gewährsmännern zukommt.

<sup>2)</sup> Vgl. E. Zeller: Die Philos. d. Griech. I<sup>3</sup>, S. 292 ff.; Peter Sobczyk, das pythagoreische System in seinen Grundgedanken, Dissert. Breslau, 1878, S. 2 ff.

<sup>3)</sup> Schwalbe, Jahrb. des Pädagogiums in Magdeburg, 1838, S. 46 bei Steinthal a. a. O. S. 18.

<sup>4)</sup> Vgl. Polle, Wie denkt das Volk über die Sprache? S. 50.

als Konkretum ohne Schwierigkeit mit dem persönlichen Namengeber zusammengestellt werden: beide waren den einfachen Menschen der ältesten Zeiten gegenständlich; dagegen konnte das Neutrum, wenn es überhaupt für die Bezeichnung dieser Vorstellung verwendet wurde, erst in einer vorgeschritteneren Zeit aufkommen, wo die wissenschaftliche Forschung bereits den Boden für die Aufnahme solcher Begriffe geebnet hatte. Für diese Auffassung spricht auch der Umstand, dass in allen Sprachmythen kein sprachbildendes Prinzip, sondern ein persönlicher Namenbildner erscheint. In dieser ältesten, und ursprünglichen Form gelangte das Akusma zu Cicero, der zwar nicht aus ersten, aber doch immerhin verhältnismässig guten Quellen schöpfte. So gelangte es auch zu den platonisierenden Neupythagoreern Jamblichus und Proclus. Diese fanden nun auch im Kratylus des Plato 416 b den Namengeber ihres Meisters in dem  $\acute{\omicron} \tau\alpha \acute{\omicron}\nu\omicron\mu\alpha\tau\alpha \tau\iota\theta\epsilon\iota\varsigma$  vor; aber das weitere Verfahren des Sokrates brachte sie in Verwirrung. Dieser nämlich steigt seiner Gewohnheit gemäss auch hier vom Konkreten zum Abstrakten auf; nachdem er vom Namenbildner allgemein gesprochen hat, geht er zu der Frage über, auf welcher geistigen Thätigkeit der Menschen oder Götter oder beider zusammen das Namengeben beruhe, und findet, dass dies die  $\delta\iota\acute{\alpha}\nu\omicron\iota\alpha$ , die er bald darauf noch in der bekannten Form des  $\acute{\epsilon}\nu \delta\iota\acute{\alpha} \delta\upsilon\omicron\sigma\iota\upsilon$  durch den  $\nu\omicron\delta\varsigma$  ergänzt, ist, also die Thätigkeit des Verstandes, das Denken. So wird aus dem  $\theta\acute{\epsilon}\mu\epsilon\nu\omicron\varsigma$  ein  $\theta\acute{\epsilon}\mu\epsilon\nu\omicron\nu$ , welches Jamblichus auch in die von ihm überlieferte Form des Akusma aufgenommen hat, während Proclus an der ursprünglichen Form festhielt. Aber beide verschmolzen die Auseinandersetzung des Sokrates mit ihrer Erklärung des Akusma. Es ist nicht unmöglich, dass Jamblichus aus dem  $\iota\alpha\tau\rho\iota\kappa\acute{\omicron}\nu$  Platos (416 d) das dritte Element seines pythagoreischen Akusma die  $\iota\alpha\tau\rho\iota\kappa\acute{\omicron}$  hinzugefügt hat. Indessen kehren beide wiederum zum persönlichen Namengeber ihres Meisters zurück. Denn obwohl Jamblichus nach der Ansicht Steinthals (s. S. 161) nur die Form des Neutrums:  $\tau\acute{\omicron} \tau\acute{\omicron} \acute{\omicron}\nu\omicron\mu\alpha\tau\alpha \theta\acute{\epsilon}\mu\epsilon\nu\omicron\nu$  kennt, so sagt er doch an einer anderen Stelle ausdrücklich:  $\acute{\epsilon}\tau\iota \delta\acute{\epsilon} \tau\acute{\omicron}\nu \sigma\omicron\phi\acute{\omega}\tau\alpha\tau\omicron\nu \tau\acute{\omicron}\nu \acute{\alpha}\pi\acute{\alpha}\nu\tau\omicron\nu \lambda\epsilon\gamma\acute{\omicron}\mu\epsilon\nu\omicron\nu \kappa\alpha\iota \sigma\upsilon\nu\tau\acute{\alpha}\xi\alpha\nu\tau\alpha \tau\acute{\omicron}\nu \varphi\omega\nu\eta\gamma \tau\omicron\iota\varsigma \acute{\alpha}\nu\theta\rho\acute{\omega}\pi\omicron\iota\varsigma \kappa\alpha\iota \tau\acute{\omicron} \sigma\acute{\omicron}\nu\omicron\lambda\omicron\nu \acute{\epsilon}\rho\epsilon\tau\eta\gamma \kappa\alpha\tau\alpha\sigma\tau\acute{\alpha}\nu\tau\alpha \tau\acute{\omicron}\nu \acute{\omicron}\nu\omicron\mu\acute{\alpha}\tau\omega\nu, \acute{\epsilon}\tau\iota\epsilon \theta\epsilon\acute{\omicron}\nu \acute{\epsilon}\tau\iota\epsilon \delta\alpha\iota\mu\omicron\nu\omicron\nu\alpha \acute{\epsilon}\tau\iota\epsilon \theta\epsilon\acute{\omicron}\iota\acute{\omicron}\nu \tau\iota\nu\alpha \acute{\alpha}\nu\theta\rho\omega\pi\omicron\nu$  (vgl. oben S. 6). Die letzten Worte scheinen mir offenbar mit Bezug auf die Stelle des Kratylus 416 c gesagt zu sein:  $\text{Ὀβκοῦν δῖάνοια ἂν εἴη τοῦτο ἦτοι θεῶν ἢ ἀνθρώπων ἢ ἀμφοτέρω.}$  Somit geraten die Stützen und Pfeiler des Erdgeschosses in dem vierstöckigen Periodengebäude, welches Steinthal mit so grosser Kunst und so grossem Scharfsinn errichtet hat, in's Wanken und der ganze Bau bricht in sich zusammen. Aber aus seinen Trümmern erhebt sich unversehrt der persönliche Namenbildner, wie ihn Pythagoras sich vorgestellt hat. Alle die Schlussfolgerungen, welche in der Form des Neutrums ihren Ausgangspunkt hatten, werden dadurch hinfällig.

Was nun diesen Namenbildner des Pythagoras betrifft, so geht Michelis<sup>1)</sup> jedenfalls zu weit, wenn er demselben die zwischen  $\theta\acute{\epsilon}\sigma\iota\varsigma$  und  $\varphi\acute{\upsilon}\sigma\iota\varsigma$  vermittelnde Stellung, welche Plato im Kratylus einnimmt, zuweist u. a. a. O. S. 30 aussagt: *Illum enim ὀνομαδέτην ita fingere oportebat Pythagoram, ut rerum natura altius, quam nobis iam concessum est, perspecta rebus nomina imponeret, ita ut ne ab hoc quidem aut naturae necessitas aut hominis arbitrium prorsus neglecta esse videantur.* Denn einerseits wurde die Lehre von  $\varphi\acute{\upsilon}\sigma\iota\varsigma$  und  $\theta\acute{\epsilon}\sigma\iota\varsigma$  erst bedeutend später, als Pythagoras lebte, ausgebildet, andererseits mussten die Gegensätze erst ganz auf die Spitze getrieben werden und einander schroff gegenüber stehen, ehe eine vermittelnde Ansicht, wie die Platos, dieselben in einer höheren Einheit zusammenfassen konnte. Dass dies aber schon zu Zeiten des Pythagoras geschehen sei, ist schwer zu glauben. Wenn daher Deuschle<sup>1)</sup> von Pythagoras sagt: »Damit (nämlich mit dem erwähnten Akusma) sprach er einerseits aus, dass die Sprache das Werk eines Namenbildners, Onomatopheten sei, trotzdem ist er aber nicht zu den Vertretern des Prinzips der Satzung, der  $\theta\acute{\epsilon}\sigma\iota\varsigma$  zu rechnen; denn, was schon aus der ganzen Richtung seiner Philosophie auf das Objektive sich ergeben würde, die Bedeut-

1) Michelis, De enunciationis natura, sive de vi, quam in grammaticam habuit Plato, diss. inaug., Bonn 1849.  
2) Übersetzung von Platons Kratylus, Stuttgart 1855, Einl. S. 10.



samkeit der Worte beruht ihm darauf, dass der Sprachbildner, der ja zu den Weisesten zählt, in der Wortbildung die Natur der Dinge berücksichtigt, die er erkannt haben musste,« so muss nachdrücklich darauf hingewiesen werden, dass bei dem Fehlen anderer directer Aussprüche des Pythagoras über die Sprache und ihr Wesen solche Rückschlüsse aus seinem System auf seine besonderen Ansichten über die Sprache jeder sicheren Grundlage entbehren und eben nichts weiter sind als Vermutungen. Wer Deuschles Behauptung mit der Erläuterung des Proclus (s. o. S. 6) vergleicht, wird ohne Mühe erkennen, dass Deuschle diese für das geistige Eigentum des Pythagoras gehalten und aus ihr seine Ansicht geschöpft hat. Daher glaube ich, ohne mit Michelis (a. a. O. S. 25) übereinzustimmen, dass Pythagoras die Frage nach der Entstehung der Sprache durch seine mehr theologische als philosophische Behandlung eher verwirrte als löste und ohne mit Zeller (a. a. O. I, S. 410, Anm. 1 und II, S. 529, Anm. 2) demselben die Möglichkeit einer bestimmten Theorie oder eingehenden Untersuchung abzusprechen, doch nur so viel annehmen zu dürfen, dass Pythagoras, indem er dem Onomatotheten die zweite Stelle unter den Weisen anwies, die Bedeutung und Wichtigkeit der Sprache erkannte und sie in den Kreis seiner Speculation hineinzog.

Für die Eleaten konnte die Sprache, welche den Erscheinungen gilt, nur geringen Wert haben. Nach ihrer Ansicht muss sie dem Gebiete des Nichtseienden angehören und kann nur durch Satzung entstanden sein<sup>1)</sup>.

Auch über die Stellung des Heraklit zur Sprachphilosophie sind die Meinungen sehr geteilt. Und darüber darf man sich nicht wundern; denn schwerlich dürfte es einen einzigen Philosophen geben, über dessen System die Darstellungen der besten Schriftsteller so erheblich von einander abweichen, als bei Heraklit. Daher wird das, was Edm. Pfeleiderer<sup>2)</sup>, der jüngste Bearbeiter der Fragmente des Heraklit, von dem gegenwärtigen Stande der Forschung sagt: »Statt dass die Darstellungen sich nach früherer grösserer Verschiedenheit allmählich einander annähern würden, wie man erwarten sollte, fallen die stärkeren und stärksten Abweichungen vom bisherigen Durchschnitt vielmehr eben in die neueste Zeit«, noch für lange Zeit seine Geltung behaupten.

Fr. Schleiermacher, der zuerst die heraklitischen Fragmente gesammelt, übersetzt und erklärt hat<sup>3)</sup>, kommt nur einmal bei der Erklärung des Fragmentes 56 (S. 125): »Bedeutet doch des Bogens ( $\beta\iota\omicron\delta$ ) Name Leben, sein Geschäft aber ist Tod«<sup>4)</sup>, darauf zu sprechen, dass »Herakleitos offenbar hier mit Vernachlässigung des Tons die Sprache auf seine Seite ziehen wollte.«

Dagegen hält der geistvolle Lassalle<sup>5)</sup>, der bekannte socialistische Agitator, die Philosophie der Sprache für einen höchst wichtigen und principiell wesentlichen Teil der Philosophie Heraklits (II, S. 362 ff.). Gestützt auf das Zeugnis des Proclus zum Parmenides I, pag. 12, T. IV, Cous.:  $\kappa\alpha\iota \ \acute{\alpha}\lambda\lambda\omicron \ \tau\iota \ \tau\omicron\upsilon \ \text{Ἡρακλειτείου} \ (\text{sc.} \ \text{διδασκαλείου}) \ \tau\eta\upsilon \ \delta\iota\acute{\alpha} \ \tau\omicron\upsilon \ \acute{\omicron}\nu\omicron\mu\acute{\alpha}\tau\omicron\upsilon \ \acute{\epsilon}\pi\iota \ \tau\eta\upsilon \ \tau\omicron\upsilon \ \acute{\omicron}\nu\tau\omicron\upsilon \ \gamma\iota\omega\sigma\iota\upsilon \ \acute{\omicron}\delta\acute{\omicron}\nu$  »Der Weg durch die Benennungen zur Erkenntnis der Dinge sei eine Eigentümlichkeit (ein Vorzug) der Schule Heraklits,« sucht Lassalle zu beweisen, dass, da die Wörter die Vermittelung ihres Seins und Nichtseins, die reine Identität dieses Gegensatzes sind, »die Philosophie des Allgemeinen oder der Negativität oder der processierenden Identität des Gegensatzes« notwendigerweise die Namen als den absoluten Weg der Erkenntnis bestimmen musste. Wie aber damit die Bezeichnung des Vernunftgesetzes durch  $\lambda\acute{\omicron}\gamma\omicron\varsigma$  und  $\acute{\omicron}\nu\omicron\mu\acute{\alpha}$ , z. B. im Namen des Zeus, welcher allein ausgesprochen

<sup>1)</sup> Deuschle, Einleitung zur Übersetzung, S. 10 fg.; E. Alberti, die Sprachphilosophie vor Platon, im Philologus, 1856, Bd. XI, S. 685 fg.

<sup>2)</sup> E. Pfeleiderer, die Philosophie des Heraklit von Ephesus im Lichte der Mysterienidee, Berlin 1886, S. 5; vgl. S. 382.

<sup>3)</sup> In: Dr. Friedr. Schleiermachers philosophische und vermischte Schriften, Bd. II, Berlin 1838, S. 3—146.

<sup>4)</sup> Ich führe den Wortlaut nicht nach Schleiermachers Sammlung an, sondern nach der ausgezeichneten kritischen Ausgabe von J. Bywater: Heracliti Ephesii reliquiae, Oxonii 1877, frag. 66.

<sup>5)</sup> F. Lassalle, die Philosophie Herakleitos des Dunklen von Ephesos, Berlin 1858.

werden will und nicht will<sup>1)</sup>), zusammenhängen soll (S. 362—368), ist unfindbar. Auf diesem ersten Teile der Beweisführung lagert nicht allein heraklitische, sondern auch hegelianische Dunkelheit. — Triftigere Gründe bringt L. aus dem Kratylus herbei, indem er nachweist, dass der Kratylus des Dialoges, da er noch nicht zu den auflösenden Konsequenzen des absoluten Subjektivismus der letzten Lebenszeit gelangt ist und noch glaubt, dass es etwas Objektives an sich gebe (pag. 490 d), da er endlich sich durch jene Konsequenzen, welche die Herakliteer und er selbst später aus Heraklits Lehre zogen, sich widerlegen lässt, weder den über Heraklit hinausgehenden Kratylus der späteren Zeit noch den Protagoras vertrete, sondern ein strenger Repräsentant der Philosophie des Heraklit selbst sei. Auch die Art und Weise, wie Kratylus seine eigenen Theorien aufstelle, erinnere an die verächtlich wegwerfende, an Dünkel grenzende absolute Manier Heraklits (S. 382), worauf auch in den Worten 440 c: *δυσχερῖζεσθαι ὡς τι εἰδῶτα* »Der vernünftige Mensch solle nicht im Vertrauen auf die Worte und die Wortbildner fest behaupten, er wisse etwas Rechtes,« angespielt werde (S. 386). Das Zeugnis des Ammonius de interpr. 30 b (schol. in Aristot. 103 a, 29): »Die Namen seien so durch Notwendigkeit entstanden, wie Herakleitos behauptete« *οὕτω φάσει ὡς Ἡράκλειτος ἔλεγεν*, führt Lassalle zwar an, verdächtigt jedoch selbst dessen Glaubwürdigkeit. Die zweimalige Erwähnung des Heraklit am Schlusse des Dialoges führt Lassalle mit Recht als den stärksten Beweis ins Feld; jedoch die Verbindung der *μείζων τις δύναμις ἢ ἀνθρωπιεία* »übermenschlichen Macht« 438 c mit der *θεῖα ἀνάγκη*, »göttlichen Notwendigkeit« oder dem *λόγος* »Vernunftgesetze« des Heraklit (S. 383, Anm. 1) oder der Nachahmung der Dinge durch die Namen mit dem durch das ganze System Heraklits sich hindurchziehenden Dogma von der Nachahmung des Gottes und des Weltalls (S. 387—390) ist zu gesucht und weit hergeholt (S. 372 ff.). — Ferner bemerkt Lassalle, dass Sokrates den etymologisierenden Gebrauch, welchen Heraklit von den Principien, dass die Namen die Erkenntnis der Dinge kundgeben, machte, und der von den Sophisten zum tollsten Missbrauch gesteigert wurde, verspottet und dass da, wo ein Wort auf die Bedeutung des Sichhindurchziehens durch alles zurückgeführt werde, Heraklit selbst getroffen werden soll. — In der Lautphysiologie wollte Plato das Verdienst des Heraklit, das Grundwesen der Sprache als Darstellung des Wesens der Dinge erkannt zu haben, anerkennen, dagegen im letzten Teile den Irrtum Heraklits, das Wahre dieses speciellen Gebietes als das Wahre der Philosophie überhaupt und deshalb als Weg und Methode der Erkenntnis zu setzen, bekämpfen (S. 399—405). Zum Schlusse betrachtet Lassalle die Fragmente, in denen sich die etymologisierenden Deutungen Heraklits erkennen lassen: so die Deutung von *βίος* als Leben und Tod (S. 412), *σῶμα* als *σῆμα* der Seele (S. 413), *ξυβόν* gleich *ξύν νόμῳ*, *τὸ ἀληθές* als *μὴ ληθόν*, *ἀγή* als *αἴη* (S. 418). Ebenso wird *ζῆν* mit *ζέω* und Zeus wieder mit *ζῆν* in Verbindung gebracht (S. 419—421).

<sup>1)</sup> Die Stelle lautet vollständig: *ἐν τῷ σοφῶν μόνον λέγεσθαι οὐκ ἐθέλει: καὶ ἐθέλει: Ζητὸς ὄνομα*. Wie wenig man berechtigt ist, heraklitische Fragmente, deren Erklärung noch nicht sicher und allgemein angenommen ist, als Beweismaterial für bestimmte Ansichten heranzuziehen (vgl. S. 9 und Steinthal a. a. O. S. 159), zeigt diese „berichtigte“ Stelle, welche der Uebersetzung und Erklärung in jeder Hinsicht Schwierigkeiten bietet. Lassalle trennt den ersten Teil ab. Schleiermacher (a. a. O. S. 15, fr. 11) übersetzt: »Das Eine Weise allein will ausgesprochen nicht werden und doch auch werden, der Name des Zeus« und fügt hinzu: »nicht wie der Uebersetzer des Clemens Quod unum sapiens est solum tamen dici non vult, idemque Jovis nomen amat.« Zeller (a. a. O. I<sup>4</sup>, S. 688 Anm. 1) übersetzt: »Eins, das allein Weise, will mit dem Namen des Zeus genannt werden und will es nicht,« weil nämlich mit diesem (mythologischen) Namen sich eventuell auch falsche Nebenvorstellungen verbinden, überhaupt aber jeder Name eine unzureichende Bezeichnung sei. Teichmüller (Neue Stud. z. Gesch. der Begr. I, S. 110) erklärt diese Stelle: »Das Eine ist die Vernunft, welche Heraklit der Gottheit zuschreibt. Diese allein ist wirklich von Allem ausgeschieden und darum die wahrhafte Einheit, welche Heraklit ebenfalls nur der Gottheit zuspricht.« Im Anschluss an seine Auffassung übersetzt Pfeleiderer (a. a. O. S. 93 f.): »Als Eins will das weise Allwesen, Zeus genannt, nicht bezeichnet werden und will es« und fügt hinzu: »Das soll heissen, dass es seine eigenste Neigung ist, herauszutreten aus der Einheit, die es als seine Grundnatur damit doch nicht verliert, und unentwegt einzugehen in die Entzweiung; das Eine ist ihm so genehm als das Andere.« Schliesslich erwähne ich noch die Uebersetzung von H. Schütz (vgl. Zeitschr. f. d. Gymnasialw., Berlin 1891, S. 456): »Die Weisheit liegt in einem allein: Der Name Zeus lässt sich nicht aussprechen und andererseits doch.« Vgl. Bywater a. a. O. frg. 65, S. 26 und Cron, Platons Verteidigungsrede des Sokrates und Kriton, Leipzig 1888, Einl. S. 7.



Dazu gehören ferner noch einige Wortspiele wie *μῦθος* und *μοῖρα* u. s. w. (S. 422, Anm. 1). Ja, Lassalle glaubt sogar (bei Suidas s. v. ἀρχιβασιῶν) in dem Worte ἀρχιβασιῶν dasjenige Wort Heraklits entdeckt zu haben, welches die Kategorien selber des Entgegengesetzten und Widerstreitenden und des Nahen und Identischen als innerlich geeint und identisch darstellte.

Gegen diese weitgehenden Schlussfolgerungen Lassalles wendet sich Steinthal (a. a. O. S. 168—175), indem er nachweist, dass Proclus den Heraklit bei der Erläuterung der Principien, welche bei der Namenbildung walteten, überhaupt nicht erwähne, Ammonius dagegen denselben zusammen mit seinem Anhänger Kratylus erwähne, mithin wohl anzunehmen sei, dass die Ansicht des Kratylus dem Heraklit zugeschrieben werde. Ausserdem weist er nach, dass die Berichterstatter einzelne Teile ihrer Mitteilungen geradezu den platonischen Dialogen Kratylus und Theätet entnommen haben. Die angeführten Etymologien „oder vielmehr Wortbetrachtungen“ hält er zum Teil geradezu von Orphikern und Pythagoreern<sup>1)</sup> entlehnt, zum Teil für „Kinder einer ganz gleichartigen Denkweise.“ »In Heraklit lebte ganz natürlich noch, wie bei den Orphikern und Pythagoreern, jene zum Volksgeiste gehörende sprachbildende Kraft, welche, nachdem die Sprache geschaffen ist, ihren Trieb in Etymologien und Deutungen aufgehen lässt.« (S. 175).

Aber mag man über dieses Etymologisieren Heraklits noch so geringschätzig urteilen, so steht doch jedenfalls so viel fest, dass er in seiner Philosophie, wie seine Fragmente zeigen, nicht allein begriffliche, sondern auch sprachliche Antithesen mit Vorliebe aufstellte, so z. B. anwesend und abwesend sein (frg. 3 Schleiermacher und Bywater), viel und wenig (fr. 7 S. = 8 B.), hören und sprechen (frg. 4 S. = 6 B.), hoffen und unverhofft (fr. 6 S. = 7 B.), trennen und einigen (fr. 27 S. = 45 B.), oben und unten (fr. 28 S. = 69 B.) u. s. w. Das ist mir ein sicherer Beweis dafür, dass er sich der Bedeutung der Worte, soweit dies damals überhaupt möglich war, bewusst war und dieselbe für die Darstellung seiner Lehre benutzte, dass er seine Gedanken vom Gegensatz und der Einheit in ein sprachliches Gewand kleidete, welches schon äusserlich in der Form den Inhalt andeutete. Und es ist doch sehr wahrscheinlich, dass Heraklit auch seine Lehre vom Flusse der Dinge in eine ähnliche Gewandung eingekleidet und auch sie durch sprachliche Beispiele erläutert haben wird. Freilich dürfen wir an diese Etymologien nicht einen modernen Massstab anlegen.

Schuster spricht in seiner gediegenen Arbeit<sup>2)</sup> auch über Heraklits Stellung zur Sprache als Mittel der Erkenntnis. Er hält zwar die Zeugnisse des Proclus und Ammonius ebenfalls für unzuverlässig, erkennt aber Lassalles Verdienst an, zuerst festgestellt zu haben, dass Heraklit den Weg zur Erkenntnis des Seienden durch die Namen der Dinge genommen habe. Er glaubt, dass Heraklit, gerade weil ihm jene alles Sein auflösende Bewegung unbekannt war und weil er von den Sinnen ausging, ein seltenes Verständnis des Lebens als eines in sich abgeschlossenen Organismus und des griechischen Volksgeistes, der in der Sprache waltete, besass und dass er eine Richtigkeit der Namen von Natur (*φύσει ὁρθότερος ὀνομάτων*) annehmen musste. Da nun auch sein Schüler Protagoras die natürliche Richtigkeit der Namen lehrt, welche er aus seiner auf die Spitze getriebenen Lehre von der Bewegung nicht gewonnen haben konnte, so kann er sie nur von Heraklit geerbt haben (S. 307—322). Die Erläuterungen der von Kratylus behaupteten natürlichen Richtigkeit der Namen (p. 385d bis 391a) können Heraklits geistiges Eigentum sein. Auch die Aeusserungen, welche Kratylus von p. 427d bis 440e macht, kontrastieren keineswegs mit der Lehre Heraklits. »Man lernt daraus einfach, dass Heraklit auch Etymologien als Beweise herbeizog; dass er aber damit gerade seine Lehre vom Nichtstillstande der

1) Teichmüller, Neue Studien I, S. 98. Anm. bezeichnet einzelne dieser Etymologien als »sein Erbstück aus Aegypten.«

2) Heraklit von Ephesus, ein Versuch dessen Fragmente in ihrer ursprünglichen Ordnung wiederherzustellen, in: Acta societatis Lipsiensis, ed. Fr. Ritschellius 1873, p. 1—399).

Dinge belegen wollte, ist nicht bezeugt (S. 325—327). Nach der Erörterung der etymologisierenden Fragmente Heraklits fasst Schuster das Gesamtergebnis dahin zusammen, dass die plumpen Versuche Heraklits zu etymologisieren weniger ein geduldiges Lernen, als ein äusserst resolutes Hineininterpretieren vorhergefasster Meinungen in das Sprachmaterial sind. Gleichwohl sei es eine bedeutende That, zuerst auf die Entstehung der Sprache und den Wert ihrer Bezeichnungen aufmerksam gemacht zu haben. Da nun die Grammatik sich an den Principien der Richtigkeit der Namen durch Naturnotwendigkeit und Satzung entwickelte und Heraklit wahrscheinlich die Lehre von der Richtigkeit der Namen durch Naturnotwendigkeit aufgebracht hat, so bildet er gewissermassen den Anfang der alten Grammatik (S. 328—350).

Teichmüller erwähnt (in seinen »Neuen Studien zur Geschichte der Begriffe«) an mehreren Stellen die etymologischen Versuche Heraklits (vgl. I, S. 28., 98. Anm. und 103 Anm. 3), und bezeichnet sie (S. 28) als Spielereien, während Pfeiderer nur gelegentlich von den Wortspielen Heraklits spricht (vgl. z. B. S. 93, Anm.). — Zeller (a. a. O. I, 3 S. 588 mit A. 2) glaubt zwar, dass nicht allein Kratylus, sondern auch die stoische Schule an die Wortspiele Heraklits anknüpfen konnten, hebt jedoch hervor, dass sich bei ihm keine Spur einer sprachwissenschaftlichen Theorie finde. — Auf der anderen Seite geht Alberti (Sprachphilosophie vor Plato, Philol. XI, S. 696; vgl. 688), dessen Ansicht zum Teil mit der von Deuschle (Einl. zur Übersetzung des Kratylus S. 11) und völlig mit der von Lassalle übereinstimmt, zu weit, wenn er behauptet, dass die Sprache nach Heraklit das Princip des Flusses ausdrücke, weil im Flusse das Wesen der Dinge bestehe. — Ich glaube nur soviel mit Sicherheit annehmen zu dürfen, dass Heraklit sich bei der Darstellung seiner Lehre gern an den sprachlichen Ausdruck anlehnte und seine Lehre vom Flusse auch durch diesen sowie durch etymologisierende Antithesen zu stützen suchte.

Dass auch Demokrit sprachliche Untersuchungen anstellte, lernen wir aus Proclus (schol. in Kratyl. cap. 16. S. 6) kennen. Aber Steintal (a. a. O. S. 176—182) schält aus seiner breiten Auseinandersetzung als echt demokritischen Kern nur das heraus, was mit den im Kratylus gemachten Angaben übereinstimmt. Alles übrige erklärt er mit Recht wegen der grammatischen termini technici, welche zu jener Zeit unmöglich schon vorhanden sein konnten, für späteren Zusatz. Im übrigen folgert er ebenso wie Alberti (a. a. O. 696—98) aus den Andeutungen des Proclus, dass Demokrit eine auf Satzung beruhende Richtigkeit der Worte annahm, welche nach Deuschle (Einl. S. 11 fg.) eine objektive war. Vgl. Zeller a. a. O. I 3 S. 745, Anm. 1).

Neues Leben und eine grössere Bewegung kam in die sprachwissenschaftlichen Bestrebungen und Untersuchungen durch die Sophisten. Bei ihrer einseitigen Eristik und ihrem ausgeprägten Streben, das Denken zu untergraben und an die Stelle des Wissens ein Scheinwissen zu setzen, war es natürlich, dass sie auf die sprachlichen Formen und das Verhältnis des Ausdrucks zum Gedanken näher eingingen. Sie missbrauchten die Zweideutigkeit und Vieldeutigkeit der Wörter zu Fangschlüssen und verdrehten das zwischen Wort und Begriff bestehende logische Verhältnis.<sup>1)</sup> Niemand hat dieses tolle Treiben der Sophisten treffender geschildert als Zeller.<sup>2)</sup> Aber auch über ihre sprachlichen Untersuchungen besitzen wir nur sehr dürftige Nachrichten. Dass Protagoras in seiner Schrift *Alήθεια* auch über die Richtigkeit der Namen sich geäussert und das Princip der Satzung vertreten habe, halten Wecklein<sup>3)</sup> und Schanz<sup>4)</sup> für wahrscheinlich, da im Kratylus seine Behauptung mit der Ansicht des Hermogenes in Verbindung gebracht werde. In seinem praktischen Unterrichte handelte er auch vom

1) I. Steeger, Platonische Studien I, Innsbruck 1869, S. 22.

2) Gesch. der Philos. der Griech. I 3, S. 895—916.

3) N. Wecklein, die Sophisten und die Sophistik, Würzburg 1866, S. 8. 9. 13. 25. 29.

4) M. Schanz, Beiträge zur vorsokratischen Philosophie I: Die Sophisten, Göttingen 1867, S. 156 fg.; vgl. S. 29 ff.



rechten Wortgebrauch, von den Genera, Tempora und Modi. — Prodikus lehrte und schrieb über Synonymik, damit seine Schüler den richtigen Gebrauch der Wörter kennen lernen sollten (vgl. Schanz a. a. O. S. 151—155; Wecklein a. a. O. S. 40. 46.); doch glaubt Schanz mit Recht aus Kratyl. p. 384b schliessen zu dürfen, dass er in seinem teuren Vortrage auch über die Richtigkeit der Namen im Sinne Platos gesprochen habe. (S. 156). — Der oberflächliche Vielwisser Hippias lehrte Grammatik und Orthographie, Harmonielehre, Rhythmik, Physik, Astronomie, Archäologie, Mnemonik (vgl. Wecklein, S. 47—50; Schanz, S. 157 fg.; Steeger, S. 13).

In einer Übersicht über die vorplatonische Sprachphilosophie darf der Name des Sokrates nicht fehlen, der die Sophisten am eifrigsten und wirksamsten bekämpft hat, indem er gegenüber der allgemeinen Erschütterung aller Vorstellungen nach klaren, auf einem sicheren Rechts- und Erkenntnisgrunde ruhenden Begriffen suchte und forschte, und dabei unter anderem entdeckte, »dass gerecht und ungerecht, gut und böse, schön und hässlich einen unwandelbaren, dem Streit der Meinungen enthobenen Sinn haben.«<sup>1)</sup> Dadurch, dass Sokrates solche allgemeine Begriffe vermittelt einer wenn auch noch unvollkommenen Induktion entwarf, indem er die vorläufige Begriffsbestimmung durch entgegenstehende Instanzen verbesserte, bis im Gesichtskreis der Unterredenden keine Instanz gegen die letztgefundene Begriffsbestimmung mehr vorhanden war, hob er, wie Steinthal (a. a. O. S. 120) mit Anerkennung sagt, den menschlichen Geist auf eine ganz neue Stufe und begründete mittelbar auch für die Entwicklung der Sprachbetrachtung einen neuen Anfangspunkt. Und wenn er sich auch nicht auf »spielerische Wortklauberei« (Steinthal) eingelassen hat, so darf man doch wohl nicht zweifeln, dass sein Streben nach klarer Begriffsbestimmung nicht allein zu schärferer Scheidung gleicher, verwandter und entgegengesetzter Begriffe führte und somit mittelbar der Etymologie und Synonymik zu gute kam, sondern dass er auch zu tieferem Nachdenken über die Sprache anregte. Dagegen kann ich mich denen nicht anschliessen, welche den Sokrates unter Berufung auf Xenoph. Mem. III, 14, 2<sup>2)</sup> zu den Etymologen zählen.

Soviel und nicht mehr wissen wir über die Sprachstudien vor Plato. Freilich lassen sich bei dem Mangel anderer Nachrichten aus den Systemen der betreffenden Philosophen auch Rückschlüsse auf den jedesmaligen Standpunkt, den sie der Sprachforschung gegenüber eingenommen haben, ziehen, wie dies Alberti, Deuschle u. a. thaten; indessen ist ein solches Verfahren unzuverlässig und selbst die scharfsinnigsten Schlussfolgerungen bleiben immer hypothetisch. Dasselbe gilt von dem Unfuge, den manche Forscher sich dadurch zu schulden kommen lassen, dass sie aus den blossen Titeln von Schriften alles mögliche erschliessen wollen oder moderne Anschauungen in die Uebersetzungen der Alten hineinbringen. So sind die feinen Unterschiede, welche die nachplatonischen Philosophen und in neuerer Zeit Deuschle (Sprachphilos. S. 55 ff. und Einleitung zur Übersetzung S. 7 ff.) in der Bedeutung der Wörter Natur ( $\varphi\acute{o}\sigma\iota\varsigma$ ) und Satzung ( $\theta\acute{\epsilon}\sigma\iota\varsigma$ ) machen, den alten Philosophen und selbst Plato unbekannt. Ja, es kann nicht einmal mit Sicherheit angegeben werden, wann diese Begriffe entstanden und sich zu Gegensätzen ausbildeten. Sie finden sich, wie Steinthal (a. a. O. S. 44 ff.) ausführt, zwar schon bei Heraklit und Empedocles, aber mit einem wesentlich anderen Inhalte, als in der späteren Zeit. Bereits bei Demokrit erfuhren sie eine Umwandlung ihres Inhalts; aber erst von den Herakliteern und Sophisten wurden sie in jenen scharfen Gegensatz zu einander gestellt, in welchem sie gewissermassen als feststehende schulmässige Begriffe auf die Sprache übertragen wurden. Auch Teichmüller (Neue Stud. I, S. 262; II, S. 55 bis 78; vergl. Studien zur Geschichte der Begriffe, Berlin 1874, S. 607) betrachtet die historische Entwicklung dieser Begriffe in älterer Zeit und findet, dass bereits die Eleaten und Heraklit die menschlichen Meinungen und Satzungen der Natur, Wahrheit

<sup>1)</sup> W. Dilthey, Einleitung in die Geisteswissenschaften, I, Leipzig 1883, S. 223.

<sup>2)</sup> Steinthal (a. a. O. S. 120 Anm.) weist mit Recht darauf hin, dass man vielmehr die Stelle IV, 5, 12 hätte anführen sollen.

und dem göttlichen Gesetz entgegenstellten; dass ferner Xenophanes der Satzung und Autorität der Götter eine vernünftige sittliche Weltordnung gegenüberstellte, welche er als das Wahre und Gerechte bezeichnet. Bei Parmenides tritt nach Teichmüller dieser Gegensatz durch die ganze Einteilung seines Gedichtes noch schärfer hervor. Die Sophisten und Atomiker endlich erschütterten den Götterglauben und bewirkten, dass das Wort Satzung den Nebenbegriff des Willkürlichen erhielt und dass man lehrte, die Staatsgesetze seien aus dem Belieben des Volkes hervorgegangen, die Göttervorstellungen und Gebräuche seien blos durch Satzungen, nicht an sich, ehrwürdig, und auch die Sprache sei willkürlich und konventionell.<sup>1)</sup> — Fassen wir die hauptsächlichsten Resultate der Sprachphilosophie vor Plato zusammen, so ergibt sich folgendes:

1. Bereits in alter Zeit empfand man den engen, geheimnisvollen Zusammenhang zwischen Namen und Ding und schätzte deshalb den Namenbildner hoch (Volksetymologien; Pythagoras).

2. Schon frühzeitig verwerteten die Philosophen mit offener Absicht die Vieldeutigkeit, oft sogar nur den Gleichklang der Wörter, um ihre Ansichten und Lehren zu stützen (Heraklit und seine Schüler; die Sophisten).

3. Die Begriffe »Natur« (φύσις) und »Satzung« (θέσις) sind alt, wechseln jedoch in der Bezeichnung und ihrem Inhalte (Heraklit, Xenophanes, Demokrit); erst bei den Sophisten erscheinen sie in schroffem Gegensatze zu einander und werden als grundlegendes Princip bei dem Streite über die Richtigkeit der Namen angewendet (Demokrit, Protagoras, Prodikus (?)).

4. Es zeigen sich bereits die ersten, freilich noch unvollkommenen und unwissenschaftlichen Anfänge einer Grammatik (Prodikus, Hippias, Protagoras).

In vorstehendem habe ich auf Grundlage der mir zugänglichen literarischen Hilfsmittel<sup>2)</sup> eine gedrängte Übersicht über die Sprachphilosophie vor Plato nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Forschung zu geben versucht. Aus ihr wird man leicht ersehen, dass auch nach der lichtvollen, mustergültigen Darstellung Steinthals manches noch dunkel und unklar, anderes strittig und zweifelhaft ist. Zum grössten Teil ist dies durch das schlecht und lückenhaft überlieferte Material verschuldet. — Ferner geht aus dieser Übersicht hervor, dass Plato Vorgänger hatte, an welche er mit seinem Kratylus anknüpfen konnte, und dass in Griechenland der Boden für sprachwissenschaftliche Erörterungen bereits gelockert und vorbereitet war. Denn wenn auch der Ertrag der Sprachphilosophie vor Plato mager und gering ist, so bietet er doch Material genug, um eine Brücke zu Plato hinüber zu schlagen, der jedem auf den ersten Blick von seinen Vorgängern durch eine schier unüberbrückbare Kluft getrennt zu sein scheint.

<sup>1)</sup> Es wäre m. E. eine lohnende Aufgabe, der Sprachgeschichte aller Bezeichnungen für die Begriffe »Natur« und »Satzung« mit ihrem wechselnden Inhalte durch die ganze griechische Litteratur nachzuspüren. Den richtigen Weg hat auch hier, wie in allen diesen sprachwissenschaftlichen Fragen, Steinthal gezeigt und betreten; aber er berücksichtigt mehr die historische und philosophische Seite dieser Frage. Seine Arbeit bedarf in diesem Abschnitte einer Ergänzung nach der philologischen Seite hin. — Teichmüller hat in seiner stets anregenden, aber abspringenden und niemals gründlich belehrenden Art zwar auch diese Fragen behandelt, ist bis auf das mosaische Gesetz zurückgegangen und hat sogar die Entwicklung der Begriffe in grosse Perioden eingeteilt. Aber viele seiner Behauptungen hat er nicht unter Beweis gestellt.

<sup>2)</sup> Der Güte des Herrn Geheimen Regierungsrates Professor Dr. Hertz in Breslau verdanke ich die Kenntnis mehrerer Bücher, die mir sonst unzugänglich geblieben wären. Ihm spreche ich dafür auch hier meinen ergebensten Dank aus.